



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frühlingstage am Garigliano : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

als titanische Hybris über alles scheuten.*) Einen solchen Titanen hat Goethe im Faust gezeichnet (daß er ihn dem verdienten Fegefeuer entweichen läßt, ist durch Gretchens Fürbitte schlecht genug motiviert), aber er selbst ist, wie Nietzsche einmal ganz richtig sagt, kein Faust gewesen; er hat wohl faustische Anwandlungen und Stimmungen durchgemacht und sich daher ganz gut in die Seele eines solchen Übermenschen zu versetzen vermocht, aber daß er diese Anwandlungen überwunden, kein Übermensch geworden ist, das mindert seine Größe nicht; im Gegenteil, das echte Genie bewährt sich eben dadurch, daß es nicht überschnappt. VI, 124 läßt Nietzsche seinen Zarathustra sagen: „wenn es Götter gäbe, wie hielte ichs aus, kein Gott zu sein!“ Dieses frevle Wort wird er ihm wohl bloß in den Mund gelegt haben, wie Goethe dem Faust den großen Fluch. Sollte es ihm aber Ernst damit gewesen sein, dann, ja dann wäre er schon wahnsinnig gewesen, als er das schrieb.**)



Frühlingstage am Garigliano

(Fortsetzung)



Das Viristhal von Sora abwärts hat schon vor vierzig Jahren in Ferdinand Gregorovius einen begeisterten Schilderer gefunden (Wanderjahre in Italien, 2. Band). Wir waren gespannt, ob wir noch dieselben Verhältnisse antreffen würden, die der Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Roms mit klassischer Anmut dargestellt hat.***) Der Charakter der Landschaft war zu unsrer Freude derselbe

*) Wie wunderbar fromm sind Sokrates und Xenophon! Und noch Paulus findet die Athener *δειδαίμονες* als die übrigen Menschen. Man thut den Griechen sehr unrecht, wenn man das mit „abergläubischer“ übersetzt; ihre aufrichtige Scheu vor der Verletzung der göttlichen Mächte durch Frevel und Eidbruch hat über der Frömmigkeit unsrer heutigen Durchschnittschriften gestanden.

**) Von der Nietzschesliteratur habe ich wenig gelesen. Von diesem wenigen ist das bedeutendste: Friedrich Nietzsche. Ein Lebensbild von Hans Gallwitz. Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1898. Ein sehr empfehlenswertes Büchlein! Der Verfasser verehrt Nietzsche, würdigt und kritisiert ihn aber von einem Standpunkt aus, der dem meinen benachbart ist.

***) Über Gregorovius habe ich seinerzeit in den Preussischen Jahrbüchern (1897, Oktoberheft S. 10) ein Urteil von F. Gothein gelesen, das mich frappirte. Er sagt: „Ich habe es oft mit Bedauern gesehen, wie selbst Hochgebildete Burckhardts Werk »Die Kultur der Renaissance« als zur Einführung zu schwer erklärten und sich an das gleichmäßig schwungvolle Pathos von Gregorovius, das doch im Grunde ein schlechter Stil ist, hielten.“ Ich bedaure, daß dieses Urteil aus der Feder des feinsinnigen Kulturhistorikers geflossen ist, denn es ist ungerecht und

geblieben, aber in den Verhältnissen des Verkehrs und der Volkswirtschaft hatte sich vieles verändert, und zwar nicht alles zum Bessern. Die erste Enttäuschung bereitete uns Sora selbst. Gregorovius schildert es als eine „ziemlich saubere und moderne Stadt mit einigen guten Straßen, mit Industrieleben und lebhaftem Verkehr.“ Das letzte ist richtig. Mit der Sauberkeit der Stadt war es schon recht zweifelhaft. Aber den „guten“ Gasthof, wo Gregorovius übernachtete, und wo ihm der Kellner „eine Liste von Speisenamen nannte, die kein Mann im Römischen mehr würde verstanden haben,“ suchten wir vergebens. Im Albergo Vittoria, den Bädeler an erster Stelle nennt, nahm uns der Anblick des Wirts und der von ihm ausgehende Geruch trotz starken Hungers allen Appetit, und auch der andre Gasthof, Albergo Liri, erschien uns, obwohl er das Standquartier der beiden Offiziere war, die die kleine Garnison befehligen, mangelhaft und unsauber.

Als ich später im Mai noch einmal allein nach Sora zurückkehrte, brachte ich es doch über mich, im Albergo Liri zu übernachten, und fand die Verhältnisse nach neapolitanischen Ansprüchen erträglich. Für manches kleine Ungemach aber entschädigt reichlich der liebevolle Charakter der Gegend und das Studium der interessanten Volksabkömmlinge, die sie bewohnen. Das Liristhal bei Sora ist breit, da die Berge rechts und links weit zurückweichen, und es ist angebaut wie ein Garten. Überhaupt giebt es kaum ein thörichteres Geschwätz, als das von der sprichwörtlichen Faulheit der Einwohner des ehemaligen Königreichs Neapel. Es ist entstanden durch die Beobachtung der Nichtsnutze und Tagediebe, die in der Hauptstadt ihr Wesen treiben. Aber der neapolitanische Bauersmann ist fleißig wie der unsre, und in der Umgegend von Neapel, längs der Bahn nach Rom zu, im Liristhal, kurz überall giebt es kaum einen Fuß anbausfähigen Landes, der brach läge. Die Fruchtbarkeit des Landes um Sora wird erhöht durch zahlreiche Wassergräben, meist Arme des östlich davon, bei Posta, aus dem See von Posta hervorbrechenden Fibrenus, der sich in den Liris ergießt. Die Campagna von Sora ist in lauter kleine Grundstücke („Gartennahrungen“) eingeteilt, die durch schmale

irreführend. Denn nun wird einer kommen und sagen, Gregorovius sei schlechtthin theatralisch. Und ein Dritter wird meinen, man könne Gregorovius zum alten Eisen werfen. Burckhardts „Kultur der Renaissance“ und Gregorovius „Wanderjahre“ dürfen hinsichtlich des Stils gar nicht verglichen werden, weil sie grundverschiedne Stoffe behandeln. Die Grazie der Darstellung Burckhardts ist ganz und gar dem Charakter seines Stoffes angepaßt, und das Pathos Gregorovius stimmt ebenso zu seinem Stoffe. Denn wenn Gregorovius über die Schauplätze dieser Geschichte voll Sturm und Drang, voll Leidenschaft und Tragik dahinzog, mußten da nicht in seiner mitleidigen Brust Mitleid und Furcht lebendig werden und die Tonart seiner Rede bestimmen? Es wäre ein großer Schaden für unsre Bildung, wenn sich der Deutsche von der durch Gregorovius eingeführten Betrachtung der Landschaft als eines Schauplatzes ergreifender Schicksale der Menschen und Völker losmachen wollte. Die wachsende Verbreitung der „Wanderjahre“ beweist aber auch, daß das Gegentheil der Fall ist.

Fußwege von einander getrennt sind. In der Mitte des Grundstücks liegt das bescheidne Haus des Kolonen — denn freie Bauern, die den eignen Acker bauen, giebt es hier nicht —; ringsumher ist alles trefflich bestellt. Man baut nicht nur, wie anderwärts, Mais, Maulbeeräume und Wein auf ein und demselben Acker, sodaß eine Scholle den Menschen speist, trinkt und kleidet, sondern dazu kommt ein lebhafter Gemüsebau. Die herrlichen Bohnen, Schoten, Zwiebeln, Salate, Fenchel, die auf dem Markte von Neapel das Auge erfreuen, sind zum Teil im Liristhal gewachsen. Ich sah Duzende von Weibern und Männern hochaufgeschürzt in den Wasserläufen stehen und das Gemüse zum Versand reinwaschen, andre trugen es in großen Lasten auf dem Kopfe zur Bahnstation, andre arbeiteten auf dem Felde im Schweiß ihres Angesichts, als die Sonne schon längst hinter den Bergen verschwunden war.

Das fleißige Geschlecht, das hier haust, ist auch vielfach durch Schönheit ausgezeichnet. Ich sah zahlreiche junge Männer in Sandalen und braunen Kniestrümpfen, buntem Gürtel, spitzem Filzhut, herrliche Gestalten, die an die hochgewachsenen Bauern des Etschthales erinnern. Die Frauen entzücken durch feingeschnittne Gesichter, bunte, kleidsame Tracht und vor allem durch eine auffallend gerade Haltung und schönen Gang. Das ist die Folge davon, daß sie von Jugend auf alle Lasten auf dem Kopfe tragen. Ein besonders malerisches Bild bot die Lirisbrücke in Sora am Vorabend zum Himmelfahrtstage. Vielleicht fünfzig Frauen und Mädchen, Bäuerinnen aus der Umgegend, waren erschienen, jede eine schwere Last frischen Kees auf dem Kopfe. Als Käufer der Ware waren sämtliche Kutscher und Pferdebesitzer von Sora erschienen. Jede Bäuerin suchte natürlich ihr Bündel der Heimkehr halber bald los zu werden. Die Kutscher aber verbargen ihre Kauflust unter scheinbarer Gleichgiltigkeit. Interessant war die erste Anknüpfung, in der Regel aus der Ferne mittelst der Geberdensprache; dann trat der Käufer näher, wog die Last mit den Armen, und nun begann das Feilschen von Soldo zu Soldo. So gab es Unterhaltung genug in Sora. Und als ich nachts in dem mangelhaften Bett nicht schlafen konnte, tröstete mich ein Chor von Nachtigallen mit zauberhaft süßem Gesang; sie nisteten zu Hunderten in den Pappeln und Weiden, die die Wasserläufe der Stadt umsäumen; zu solchem musikalischen Genuß bot der heiße Nachmittag des Osterfestes keine Gelegenheit — und so verließen wir denn Sora gegen vier Uhr wieder in einem klapprigen Wäglein, das uns ein schmiereriger Kutscher mit dürrem Gaul angeboten hatte.

Der Gaul erwies sich leistungsfähiger, als wir gedacht hatten: in saufendem Galopp ging es auf der ebenen Straße nach Süden dahin, bis zu der Stelle, wo der Fibrenus in mehreren Armen, von Osten her kommend, rechtwinklig auf den südwärts fließenden Liris stößt und seine Wasser mit ihm vereinigt. Die Straße führt hier mittelst steinerner Brücken über einige kleine Inseln hinweg, die die Fibrenusarme mit dem Liris bilden. Da stiegen wir aus,

andächtigen Herzens, denn wir standen auf geweihtem Boden. Hier lag das väterliche Gut Ciceros, auf dem dieser große Lehrmeister der Menschheit 106 v. Chr. geboren wurde. Er sagt es selbst in dem anmutigen Eingange zum zweiten Buche des Gesprächs „über die Gesetze.“ Atticus, Quintus und Marcus Cicero wandeln von der „Mariuseiche,“ wo das Gespräch des ersten Buchs stattgefunden haben soll, zu einer Tibrenusinsel, die etwas weiter aufwärts liegt. Dabei passiren sie die Stelle, wo sich der Tibrenus und Liris vereinigen, und von dieser sagt Cicero: „Hier ist meine und meines Bruders wahre Heimat; denn hier sind wir beide geboren aus uraltem Stamm; hier liegen unsre Heiligtümer, hier unsre Ahnen, hier finden sich zahlreiche Spuren unsrer Vorfahren. Das Landhaus, wie du es jetzt vor dir siehst, hat mein Vater mit vieler Mühe schöner aufgebaut und hat, kränklich, wie er war, hier fast sein ganzes Leben mit wissenschaftlichen Studien zugebracht; als ich hier geboren wurde, lebte mein Großvater noch, und damals war das Haus nach altem Brauch noch klein, wie das des Curius Dentatus im Sabinerlande. So kommt es, daß mich eine geheimnisvolle Macht der Seele diese Scholle vielleicht über Gebühr lieben läßt; aber auch Odysseus wollte doch lieber Ithaka wiedersehen, als unsterblich sein.“

Nicht weit von der Stelle, auf die sich diese schönen Worte beziehen, liegt jetzt ein kleines Gotteshaus samt einem Kloster an der Straße: San Domenico. Gregorovius sagt: „Die gotische Kirche liegt jetzt in Trümmern, und das Kloster hat nichts merkwürdiges mehr; nur die Erinnerung macht es zu einer Stelle, an der man gern verweilt.“ Hier muß ein Irrtum vorliegen. Ich fand die Kirche wohl erhalten und konnte auch nichts darüber erfahren, daß sie vor vierzig Jahren zerstört gewesen sei. Dagegen spricht schon die wohl-erhaltene romanische Fassade und die unverändert romanische Anlage des Innern. Nur die Vorhalle ist bis auf einen Bogenrest verschwunden. Der Bau erinnert in vielen Stücken an San Miniato bei Florenz und ist auch aus derselben Zeit, nur daß statt der graziösen Säulen der toskanischen Basilika hier plumpe Pfeiler verwandt oder bei einer Restauration eingezogen worden sind. Zwei Treppen führen zum hohen Chor; unter ihm liegt, ganz wie in San Miniato, eine von verschiedenartigen antiken Säulen getragene Krypta. Neben der Kirche liegen die einfachen Räume des Klosters, und dahinter, von Tibrenusarmen umflossen, der stille, grüne Klostergarten.

Als ich auch hierher im Mai noch einmal zurückkehrte und mit Hilfe eines Laienbruders und zweier Bauern alle die im Kloster und der Kirche verbauten antiken Elemente genauer untersuchte, weilte ich länger in den erinnerungsreichen Räumen. Da stieg vor meinem Geiste neben Cicero noch eine andre Gestalt herauf, die einst über diese schönen Gefilde wandelte: der gewaltige, finstere Organisator der abendländischen Hierarchie, Papst Gregor VII. Von der milden Gestalt Ciceros, der Verkörperung der antiken Humanität, der

in Dingen der Religion nach dem Grundsatz: *ista sunt, ut disputantur* dem Individuum die volle Freiheit gewahrt wissen wollte, zu dem starren Dogmatiker Gregor giebt es kaum eine Brücke. Ebenso schroff ist der Gegensatz der Anschauungen beider über den Staat. Cicero kämpfte und blutete für die Ideale des bürgerlich-konstitutionellen Staats, den darnach in Rom der sich immer mehr steigende Absolutismus der Cäsaren verschlang. Zu Gregors Zeiten war der Einsturz aller Ordnung unter dem Drucke des Faustrechts soweit fortgeschritten, daß der weltliche Staat überhaupt sein Existenzrecht verliert zu haben schien und an seiner Stelle der schon von Augustin gepriesene „Gottesstaat“ heraufstieg, der nichts weiß von den Rechten der menschlichen Persönlichkeit, der alles irdische Leben nur als Vorbereitung für das himmlische auffaßt und die Königreiche dieser Welt zu bloßen Exekutivgewalten des Willens der Kirche hinabdrückt. Und doch hat auch dieser „Gottesstaat“ weder die Philosophie Ciceros noch seine Sprache entbehren mögen: beide wurden in den Klöstern der reformirten Benediktiner und Cisterzienser gelehrt. Und auch der junge Mönch Hildebrand, der noch unter dem ersten Abte Domenico, etwa um 1040, auf der lieblichen Fibrenusinsel weilte, war vermutlich bei Cicero in die Schule gegangen.

Den jungen Cicero mußte ich mir inmitten dieser herrlichen Natur immer wieder als einen von der Sonne gebräunten Knaben vorstellen mit aufgewecktem Gesicht, wie ich so manchen bei meiner Wanderung von Sora nach Domenico am Wege sah. Aber welche Kette innerer Entdeckungen mußte er doch durchmachen, ehe sein Geist sich so bereicherte, daß er die Bücher über den Staat und über den Redner und gar erst seine feinabgetönten Briefe schreiben konnte; Gregorovius gebraucht von ihm das schöne Bild, sein großer Verstand habe wie ein mächtiger Strom die Bäche des Wissens seiner Zeit in sich gesammelt; dazu kam ein gewaltiger Ehrgeiz, der ihn nach oben riß, und eine in der liebevollen Versenkung in seine heimatliche Umgebung wurzelnde Vaterlandsliebe. Wie oft hat er sich nach den aufreibenden Geschäften und den bitteren Erfahrungen des öffentlichen Lebens gerade auf seinem arpinatischen Landgut Kraft und Frische geholt, nam *illo loco libentissime soleo esse, sive quid mecum ipse cogito sive quid scribo aut lego!*

Bei dem ersten Besuche von San Domenico riß uns der begreifliche Wunsch, noch vor Einbruch der Nacht Arpino zu erreichen, schneller von der idyllischen Stätte fort, als es uns lieb war. Die Straße führt über Isola, den Mittelpunkt der Fabrikthätigkeit des Lirisstales. Vor diesem Orte teilt sich der Liris in zwei Arme, deren jeder vom Felsen niederstürzend einen ansehnlichen Wasserfall bildet; unterhalb des Ortes fließen die beiden Lirisarme wieder zusammen, sodaß also Isola, wie der Name sagt, wirklich auf einer Insel liegt. Die starken, auch im Sommer nicht abnehmenden Wasserkräfte des Liris und Fibrenus werden hier wie in San Domenico zum Betriebe von Papierfabriken

verwandt. Doch geht diese Fabrikation keineswegs erst auf das Zeitalter Murats zurück, wie Gregorovius meint, sondern schon in einem 1798 herausgegebenen Buche von Pistilli über die Ortschaften und Kastelle des Liris- und Tibrenusthals ist diese Papierfabrikation als eine alteinheimische erwähnt. Das Verdienst der Franzosen Le Febvre und Courrier bestand also wohl darin, daß sie den Kleinbetrieb in einen Großbetrieb verwandelten und dadurch einer größeren Anzahl von Bewohnern des Liristhals Gelegenheit zum Erwerb gaben, allerdings zu einem recht bescheidenen Erwerb; denn die Löhne, die in diesen Fabriken gezahlt werden, lassen sich mit den bei uns üblichen gar nicht vergleichen. Gegenwärtig bestehen außer einigen kleinern Fabriken vier größere Etablissements, die alle Arten von Papier, vornehmlich aber Druckpapier für die italienischen Zeitungen und Tapeten hervorbringen.

Übrigens hat die Fabrikthätigkeit hier weder den Charakter der Gegend noch den der Menschen allzusehr verändert. Denn dank des Mangels an Kohlen und dank der ausdauernden Wasserkraft sind die Papierfabriken von Isola noch nicht zum Dampfbetriebe übergegangen, es giebt also keine rauchenden Schloten, keinen Ruß, keine geschwärzten Gesichter. Die Scharen von Arbeitern und Arbeiterinnen, die uns in harmloser Fröhlichkeit entgegenkamen, trugen fast alle noch die bunte Landestracht. Viele fuhren mit Musik und Gesang in gestrecktem Galopp auf hochrädigen curriouli (char à banc) antiker Form die ebne Straße dahin. Von Isola steigt die Straße langsam nach dem auf einem steilen Felsabhang gelegnen Arpino hinauf. Auch auf dieser Straße herrschte ein muntres, vielfarbiges Leben. Sie gewährt schöne Umblicke ins grüne Thal hinunter, auf die Olivenhaine, die sich nach Arpino hinaufziehen, und endlich auf die Stadt selbst, die von fern einen stattlichen Eindruck macht als im Innern. Noch vor dem antiken Stadthor cyclopischer Bauart in einem alten Palazzo, unter dem die Straße hindurchführt, lag unser Gasthaus mit dem schönen Namen Albergo della Pace. Eine breite Treppe mit Büsten der großen Arpinaten Marius, Cicero und Agrippa geziert führt uns in den großen Speisesaal. Er würde mit seinem schönen Deckenbilde al fresco, Diana im Bade von Aktäon belauscht, einem Grafenschlosse Ehre machen, wenn nur nicht die übrige Ausstattung so dürftig und zerklüftet wäre. Auch mit dem „Frieden“ war es nicht so recht bestellt. Denn da im Erdgeschoß und auf der Treppe ein ursprünglicher Weinschank war, so störte uns bis tief in die Nacht das Geschwätz der zechenden Arpinaten, und als dieses verstummte, ließen die zahlreichen pulci keinen recht friedlichen Schlummer aufkommen. Um so mehr erquickte uns der junge Tag mit einem herrlichen Sonnenaufgang. Dieser zweite Tag sollte aber nicht der Besichtigung von Arpino gewidmet sein, die ich vielmehr auf einen zweiten Besuch verschob, sondern einer Fahrt westwärts in die Berge der Herniker hinein, deren Anblick bei scheidender und aufgehender Sonne unser Verlangen geweckt hatte.

Ein zierliches, aber kräftiges und ausdauerndes Pferd brachte uns im Einspänner zunächst auf derselben Straße, auf der wir gekommen waren, nach Sola hinunter. Es war noch früh am Morgen, aber schon herrschte in dem Städtchen ein reges, festliches Treiben. Auf dem Markte spielte inmitten des bunten Gewühls von Einheimischen und Landleuten eine rotkostümirte Musikbande; das Gedränge war so dicht, daß unser Wagen in Nebenstraßen einbiegen mußte. Die nun folgende Fahrt in westlicher Richtung war ebenso reizvoll wie die am ersten Osterfeiertage, nur waren die Bilder, die sie bot, wieder wesentlich anderer Art. Zunächst kamen wir an dem hochgelegenen Castelliri vorbei, das nach der Straße zu von einer Mauer umfaßt ist. Buntgekleidete Frauengestalten saßen auf der Brüstung. Dann ging es durch gesegnetes Ackerland. Trotz des Feiertags waren hier viele Hände geschäftig: man benutzte das herrliche Wetter zur Aussaat. Stämmige Volsker schritten hinter wuchtigen Pflugscharen, die an die aus dem Altertum überlieferten Formen erinnerten. Die Pflüge waren nicht so breit wie die germanischen, aber länger und jedenfalls viel wirksamer als der leichte slawische Hackenpflug.

Einen ganz besondern Genuß bot der Anblick der pflügenden Rinder. Glatt und silbergrau wandelten sie majestätisch durch das duftende braune Erdreich im Schmucke ihrer herrlichen, weit klasternenden, gewundenen Hörner. Keine deutsche Rasse kann sich mit diesen echten Abkömmlingen der altitalischen Rinder an Schönheit messen. Der Unterschied trat schon im Altertum hervor; denn Tacitus (*Germania* 5) sagt von den deutschen Rindern mit feiner Tonmalerei *ne armentis quidem suis honor aut gloria frontis*. So schreibt nur einer auf Grund eigener Beobachtung; dieser eine Satz würde genügen zum Beweis, daß Tacitus selbst in Germanien gewesen ist. Die wackern Pflüger, denen wir zusahen, waren wohl ehemalige Kolonen der großen Abtei Casamari, der wir uns näherten. Bald sahen wir den stattlichen Gebäudekomplex selbst. Der Ursprung von Casamari geht in dieselbe Zeit zurück wie der von San Domenico, in den Anfang des elften Jahrhunderts, als man Christi Wiederkehr und sein Strafgericht erwartete, und als die sogenannten cluniacensischen Ideen die christliche Welt der Kirche zu unterwerfen begannen. Im Jahre 1005 zogen fromme Priester aus der nahen Stadt Veroli nach einer wüsten Stätte voll antiker Ruinen und voll Gestrüpp, die den Namen Casae Marii trug, weil der Ort einst dem berühmten Sieger der Cimbern und Teutonen gehört hatte und wohl auch seine Heimat war.*)

*) Mit welchem Rechte Gregorovius *Wanderjahre* II, 254 behauptet, „Marius war ein Sohn des Bergs, oben in Arpinum auf den Mauern der Cyclopen geboren,“ weiß ich nicht. Als Marius Heimat im engern Sinne gilt nicht die Stadt Arpinum, sondern ihr ländlicher Bezirk, und zwar das Dorf Cereatae (Plutarch, *Marius* 3), das Strabo in der Form *Κερεάται* mit Sora unter den latinischen Gemeinden nennt. Auch der *Liber coloniarum* berichtet: *Cereatae Marianae municipium: familia Cai Marii obsidebat: postea a Druso Caesare militibus et ipsius familiae est adsignatum...*

Man liebt es offenbar in jener Zeit, geistliche Gründungen an Orten anzulegen, die aus dem Altertum eine gewisse Berühmtheit bewahrten und wohl auch als Sitz heidnischen Zaubers galten. Oder sollte es Zufall sein, daß San Domenico auf dem Grund und Boden Ciceros angelegt und teilweise aus antiken Bautrümmern, die dort herumlagen, errichtet worden ist? Doch wir lassen diese Hypothesen beiseite und werfen einen Blick in die berühmte Klosterkirche von Casamari. Hinter ihrer romanischen Fassade verbirgt sich ein frühgotischer Bau von edeln Verhältnissen mit gewissen romanischen Elementen. Kein geringerer als Papst Innocenz III. hat im Jahre 1203 den Grundstein zu der Kirche gelegt, die Honorius III. im Jahre 1217 geweiht hat. Damals stand die katholische Kirche nach der berühmten Lateransynode von 1215 im Zenith ihrer Macht. In unsrer Zeit mußte sie es sich gefallen lassen, daß in Italien ihr ganzer Grundbesitz vom Staate eingezogen wurde. Auch Casamari, das zuletzt den Trappisten gehört hatte, wurde mit Land und Leuten Staatseigentum, und es bedurfte der Bemühungen einflußreicher Gönner, daß es wegen seiner schönen Kirche wenigstens zum Nationaldenkmal erklärt und dadurch vorm Verfall gerettet wurde. Es ist mir fraglich, ob eine so radikale Einziehung des Kirchengutes weise war, denn diese Klöster, wie Casamari und Trisulti, hatten auch als wirtschaftliche Musteranstalten eine große Bedeutung für die Kultur. Wenigstens hätte man die durch die Einziehung des Kirchenguts gewonnenen Latifundien zur Besserung der sozialen Verhältnisse verwenden, also in freie Bauernhufen aufteilen müssen; das ist aber, so viel ich weiß, nicht geschehen.

Bei der Weiterschritt wurde der Eindruck, daß wir in einem Lande klassischer Erinnerungen reisten, noch verstärkt durch die zahlreichen wasserholenden Frauen, die uns begegneten. Sie trugen schön ziselirte kupferne Gefäße oder zweihenklige braune Thonvasen antiker Form auf dem Kopfe. Nicht lange hinter Casamari passirten wir die alte Grenze zwischen Volkern und Hernikern und sahen Veroli, das alte Verulae, auf steilem Berge vor uns liegen. Das Land zu Füßen der Stadt ist von staunenswerter Fruchtbarkeit. Die Vegetation war hier auch schon weiter entwickelt als im obern Liristhal, denn hier sahen wir schon die grün und rosa gefranzte zarte Blüte des Maulbeerbaums. Auf halber Höhe des Berges, den unser Wagen langsam aufwärts fährt, fesselt den Blick ein großartig angelegter Friedhof: ein von dorischen Säulen getragener Tempel bildet den Eingang, dunkle Cypressen den Hintergrund. Endlich ist die unterste Stufe des Städtchens erreicht. Unser Roß wird hier ausgeschirrt und empfängt im „Albergo di bestiami“ sein wohlverdientes Futter; wir aber steigen die mit altersgrauen Steinhäusern besetzte steile Straße hinauf und finden saubere und gute Verpflegung bei der freundlichen Padrona des Albergo centrale, mit dem ein Kramladen verbunden ist. Überhaupt wird der Reisende, der in Italien von der großen Straße abweicht, in kleinen Städten am besten solche Alberghi auffuchen, die nebenbei ein offenes Geschäft haben.

Brot, Wein und Käse findet man da am frischesten, und die Wirtzleute sind durch ihren kaufmännischen Betrieb auch in der Regel zu größerer Sauberkeit und Aufmerksamkeit gegen den Fremden fortgeschritten.

Veroli hat, wie fast jede antike Stadt Italiens, seinen Bischof und demnach auch seinen Dom hoch oben auf dem Rücken des Felsens. Aber uns fehlte die Zeit, bis in die obersten Teile des Felsenestes vorzudringen, zumal da wir die großartige Aussicht auch von dem Gasthof aus genossen. Die alte Hausindustrie der Einwohner, die Herstellung einfacher Wollteppiche durch Handweberei, wird noch immer geübt; unsre Padrona zeigte uns eine von ihr selbst gewebte Probe, die ich gern gekauft hätte; doch fürchtete ich das Anschwellen des Reisegepäcks. Herrlich war die Ausfahrt aus der alten Bischofsstadt. Ein riesiges Steinthor öffnete uns den Blick nach Süden und Westen. Hoch über uns auf steilem Rücken lag die Akropolis, vor uns ein reich mit Bäumen bewachsener Abhang mit einzelnen Landhäusern und weiter hinaus die feingeschwungenen Linien der benachbarten Hernikerberge. Die Fahrt durch die Ebene in der Richtung gegen Matri bot wieder viel Gelegenheit zum Studium des Menschlichen und Allzumenschlichen. Das oben erwähnte Bild von Murillo erlebte viele neue Auflagen: Mütter und Töchter mit solcher Osterbeschäftigung saßen friedlich unter dem zarten Grün des sprossenden Weinstocks. Am meisten aber staunte ich über die Hirten, die längs der Straße ihre Schafe und Ziegen weideten. Sie waren vom Kopfe bis zu den Füßen in braune oder schwarze Bockfelle gekleidet, das zottige Haar nach außen. Da nun die Bötteln des Fells auch über die Füße fielen und diese kleiner erscheinen ließen, glaubte ich die leibhaftigen Satyrn der altitalischen Mythologie vor mir zu sehen. Ihr Kostüm ist genau dasselbe wie vor zwei- bis dreitausend Jahren, und da wohl auch die langohrige braune Bergziege seitdem ihre Rasse nicht geändert hat, so genossen wir mit unendlichem Behagen ein köstliches Stück antiker Landschaft mit echter Staffage. Was mußten diese wandelnden Bockgestalten für Heiterkeit erregen, wenn sie zu Festzeiten von ihren Bergen in die Landstädte der Togaleute oder nach Rom selbst niederstiegen! Aus solchem Heidentum führte uns eine Anzahl Nonnen zum Christentum zurück, die in kleinen Gruppen die sonnige Straße dahinzogen, rund und behäbig; ihre weißen und rosigen Gesichter hoben sich von der Bronzefarbe der Bockfellträger ab wie Gänseblümchen vom braunen Kalkfelsen.

(Fortsetzung folgt)

